

Ein anständiger Mensch

Roman

Jan Christophersen



mare

mare

Jan Christophersen

Ein
anständiger
Mensch

Roman

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die beiden Hamsun-Zitate folgen der Ausgabe: Knut Hamsun, *Segen der Erde*. Ins Deutsche übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. dtv, 1978.

1. Auflage 2019

© 2019 by mareverlag, Hamburg

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Plantin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-607-2



www.mare.de

Davor

I

Eins passierte nach dem anderen. Wie hätte es auch anders sein können? Die Gegenwart, in der wir uns befanden, wusste nicht, was nach ihr kam, und der Scheinwerfer der Erinnerung leuchtete noch nicht mit seinem voreingenommenen Licht die Szene aus. Erst geschah dies, dann das. Und in jenem Jetzt und Hier saßen meine Frau und ich nebeneinander im Auto. Zeit: ein Freitagvormittag Ende September, kurz vor zehn Uhr; Ort: der Parkplatz an unserem kleinen Inselhafen. Ein frühherbstlicher Windhauch wehte Salzlufte durch mein heruntergekurbeltes Seitenfenster. Das Radio schwieg. Draußen klapperten Haken und Ösen gegen die im Spalier stehenden Fahnenmasten, und die rot-weißen *Dannebrog*s flatterten vorbildlich an deren Spitzen. Gerade schwang sich eine Möwe von einem der Poller auf, drehte eine Runde, kreischte. Ich sah sie hinabstoßen ins trübe, wenig bewegte Hafenbecken und verlor sie aus dem Blick.

Das war er also, der Moment davor. In der Rückschau lässt sich das genau bestimmen. Was sich danach ereignete, war bereits Teil jener Geschichte, die sich zu entspinnen begann. Unserer Geschichte, *meiner* Geschichte.

Keine zwei Minuten sollten noch verstreichen, bis sich das Colin-Archer-Schiff *Thor* hinter der Mole ins Bild schob, mit tadellos strahlendem Namenszug am Bug, an Deck unsere beiden Freunde Ute und Gero, die uns für ein verlängertes

Wochenende auf der Insel besuchen wollten. Von Rostock kommend, hatten die beiden die Ostsee in eintägiger Fahrt überquert, hatten bei Einbruch der Dämmerung irgendwo unterwegs in Küstennähe geankert, in ihren Kojen übernachtet und dort vermutlich gemacht, was man eben so macht, wenn das Schiff sanft schaukelt, die Sonne untergeht und dieses Glitzern überm Wasser liegt, und waren an diesem Morgen kurz nach Sonnenaufgang weitergesegelt, um die letzten Seemeilen bis zum Ziel zurückzulegen und beinahe auf die Viertelstunde genau am Vormittag hier bei uns auf der Insel einzutreffen. Ihre pünktliche Einfahrt hatte uns Gero rechtzeitig vorher via SMS angekündigt.

Anstatt nun aber vorauszuweichen und alle Protagonisten zügig am Ort des Geschehens zu versammeln, muss ich noch eine Zeit lang bei dem letzten Augenblick zu zweit verweilen, der meiner Frau und mir in unserem Wagen blieb. Nebeneinander saßen wir auf unseren angestammten Plätzen, Frauke auf dem Beifahrersitz, ich hinterm Steuer. Wie üblich legte ich meine rechte Hand auf ihren vom Sonnenschein angewärmten Oberschenkel, spürte den Leinenstoff ihrer Hose unter meinen Fingerspitzen, drückte sanft zu und sagte vollkommen unvermittelt: »Komm, lass uns abhauen. Noch ist Zeit.«

Mir selbst ist es ein Rätsel, weshalb mir diese Worte damals über die Lippen kamen, obendrein in dieser Situation. An irgendwelche tief verborgene Vorahnungen kann ich nicht glauben, und deshalb reagiere ich bei der Erinnerung daran genauso erstaunt wie Frauke, die sich mir zuwandte und forschend in mein Gesicht schaute, als müsste sie ergründen, wie ernst es mir war, was ich da eben geäußert hatte.

»Du willst abhauen?« Es klang durchaus nicht abgeneigt. (Hatte ich ihr etwa unbeabsichtigt aus der Seele gesprochen?)

Suchte sie insgeheim nach einem Weg, dem Pärchenwochenende zu entgehen, das wir lange geplant hatten?) »Du hast die beiden doch selbst eingeladen.«

»War nur ein Scherz«, sagte ich. »Was denkst du denn? Das werden bestimmt schöne Tage mit den beiden.«

Frauke nickte, wirkte allerdings enttäuscht, wie ausgebremst, und instinktiv fasste ich nach ihrer Hand. Sie löste diese sogleich wieder aus meinem Griff, öffnete die Beifahrertür und sagte, mit Blick hin zur Mole: »Jetzt ist es eh zu spät. Da kommen sie.«

Als Erstes sahen wir Ute im Bug des Schiffes, gekleidet im klassischen Segleroutfit: Bootsschuhe, weiße Jeans, blaues Poloshirt. Auf dem Kopf trug sie eine Kapitänsmütze, die sie falsch herum aufgesetzt hatte, was ihren Aufzug ironisch brach, und sie traf gerade Vorkehrungen für das Anlegemanoöver, klemmte auf Geros Zurufe hin Taue ein, kurbelte hier, zog da, hängte die Fender raus, hatte augenscheinlich alle Hände voll zu tun und fand dennoch die Zeit, für uns Zuschauer eine lebende Galionsfigur zu mimen. Mit angelegten Armen und vorgestrecktem Brustkorb, den Blick starr geradeaus gerichtet, das Gesicht eingefroren und ernst, verharrte sie für einige Sekunden, bevor sie losprustete und uns zuwinkte.

»Jetzt hör doch mal mit dem Quatsch da vorne auf«, sagte Gero von seinem Kommandoplatz an der Pinne, und seine Worte drangen trotz des leichten Winds bis zu uns an die Pier.

Ute hatte für sein Kopfschütteln nur eine wegwerfende Handbewegung übrig. »Ahoi, ihr Insulaner«, rief sie uns zu. Ihre gute Laune erwies sich wieder einmal als unverbrüchlich.

Was dann kam, war das sogenannte Eindampfen in die Vorspring, wie es bei ablandigem Wind und kleiner Crew angeraten sein soll. Ich selbst bin kein Segler, nie gewesen, und berufe

mich bei der Beschreibung des Manövers und aller sonstigen Segeldetails auch ausschließlich auf Geros Blog, den dieser seit dem Kauf seines ersten Schiffes akribisch führte und von dessen Existenz ich erst viel später etwas erfahren sollte (www.gero-segelt.de). Längs steuerte er also eine Lücke zwischen zwei Schiffen an, die an der Pier lagen, einer Jacht, die bessere Zeiten gesehen hatte, und dem Fischkutter unseres Nachbarn Jepsen, der eben mit einer Sackkarre in einem der Hafenschuppen verschwunden war. Jepsen hatte mir kurz zugewinkt, wohl als Zeichen dafür, dass er meine Bestellung nicht vergessen hatte. Später würde er uns wie verabredet irgendetwas Schönes frei Haus liefern: Scholle, Seeteufel, Meeräsche – was auch immer er an diesem Morgen in seinen Netzen gefangen hatte. Gero brachte den Bug seines Schiffes in kontrollierter Fahrt so nahe an die Pier heran, dass Ute mit einem beherzten Schritt an Land springen, die Vorleine mittschiffs setzen und gleich auf die richtige Länge einstellen konnte. Sie rief die vorgesehene Meldung: »Vorspring belegt!«, woraufhin Gero das Ruder hart seewärts stellte und dosiert Gas gab, sodass der Bug von der Pier weg und das Heck sachte landwärts gedrückt wurde. Sobald das Schiff parallel ausgerichtet lag, brachte er die Heckleine aus, die Ute geübt vertäute, und stoppte den Motor. Das Manöver war beendet. Die *Thor* lag fest.

Nachdem Ute auch die Bugleine festgemacht hatte, erhob sie sich, schritt auf Frauke und mich zu und umarmte uns, und genau hier weicht meine Erinnerung zum ersten Mal von der Wirklichkeit ab. Ich bin mir sicher, dass Frauke und ich nicht unmittelbar nebeneinanderstanden, als Ute uns begrüßte. Nach der kleinen Unstimmigkeit im Auto, die noch nachwirkte, hielten wir exakt so viel Abstand voneinander, dass wir uns nicht zufällig berühren konnten. Aus der Nähe beobach-

tete ich daher, wie Ute Frauke in den Arm nahm und auf die Wangen küsste, bevor sie sich mir zuwandte und im Näherkommen sagte: »Wie schön, dass es endlich geklappt hat mit unserem Treffen hier auf deiner Insel.«

Aber das kann so nicht stimmen. Gero hat die Begrüßung unbemerkt von Bord aus mit seinem Handy festgehalten und die Aufnahme später auf seinem Blog veröffentlicht. Da sehe ich uns drei an der Pier stehen, wie wir uns gemeinsam in den Armen liegen, und es besteht überhaupt kein Zweifel, dass Frauke und ich uns an den Händen halten, während Ute uns umarmt und küsst. So muss es in Wirklichkeit gewesen sein. (Eine geringe Variation nur, die mich aber nachhaltig verunsichert, seit ich das Foto im Internet entdeckt habe.)

»*Velkommen til vores ø*«, sagte ich und täuschte mit dem Slogan des hiesigen Touristikverbandes Sprachkenntnisse vor, die ich genau genommen nicht besaß.

Gero nickte. Fremdsprachen konnten ihn nicht schrecken. »*Tak for invitationen*«, antwortete er, ganz der gewandte Weltenbummler, der er zwar jetzt noch nicht war, in absehbarer Zeit aber zu werden plante. Mit seiner *Thor* wollte er, sobald die Finanzierung stand, systematisch alle Ozeane der Welt bereisen, allein, als Einhandsegler also, wie etwa Robert Redford in *All is Lost* (natürlich ohne Kollision mit einem herumtreibenden Container). Äußerlich wies Gero einige Ähnlichkeiten mit dem Schauspieler auf, obwohl beide etwas mehr als zwei Lebensjahrzehnte voneinander trennten: die Frisur, das wettergegerbte Gesicht, die Augenpartie; in Ansätzen glichen sich selbst ihre Stimmen, genauer, Geros und Redfords deutsche Synchronstimme, die bekanntlich markanter ist als das Original. Den Segelfilm hatte Gero mir Anfang des Jahres wiederholt ans Herz gelegt, doch hatte ich es versäumt, ihn

mir im Kino anzusehen, und lediglich die einschlägigen Kritiken gelesen.

»Dann hüpf mal alle an Bord«, sagte Gero. »Ich zeig euch mein Schiff.«

Frauke ließ sich nicht lange bitten und nahm die helfende Hand gerne an, die Gero ihr über die Reling hinweg reichte.

»Mit oder ohne Schuhe?«, fragte sie.

»Bei deinen Schuhen besser ohne, wenn du nicht ausrutschen willst.«

Gehorsam streifte sie sich mit der freien Hand die Sandalen ab und ließ sich barfuß an Bord helfen. Nachdem sich beide ausgiebig umarmt hatten – Gero presste Frauke auf eine Art an sich, als wären sie schon seit Ewigkeiten befreundet, dabei gehörte er als Utes »Neuer« erst seit knapp eineinhalb Jahren dazu –, trat er an die Reling heran, um nun mir beim Einstieg zu assistieren.

Ich machte einen Schritt zurück und hob wie zum Schutz die Hände. »Lieber nicht.« Ich hatte noch nie in meinem Leben einen Fuß auf ein Segelschiff gesetzt und plante nicht, dies in absehbarer Zeit zu ändern.

Gero schien durch meine Weigerung vor den Kopf gestoßen. Obwohl er äußerlich ruhig blieb, verriet sein Mund, der sich wahrscheinlich unbeabsichtigt öffnete, und insbesondere die kreisende Zunge darin, wie sehr es sein stolzes Seglerherz verletzte, dass ich es vorzog, an Land zu bleiben, anstatt mir seine *Thor* anzuschauen, ein massiges Teakholzschiff, das sogar auf mich Eindruck machte.

Ute kam mir glücklicherweise zu Hilfe. »Ich hab dir doch gesagt, dass Steen den sicheren Boden nicht gern verlässt. Eine Insel ist schon das Maximum, was er erträgt.«

Gero gab ein unbestimmbares Geräusch von sich, und

Frauke, die wie immer genau wusste, was zu tun war, ergriff seinen Arm und zog ihn zu sich heran.

»Aber *ich* will alles sehen.« Sie schaute sich um. »Schönes Boot. Wirklich. Zeigst du mir auch die Kajüte?« Als sie das fragte, stieg sie bereits die ersten Stufen ins Innere des Schiffes hinunter.

»Selbstverständlich.«

Bevor Gero ebenfalls unter Deck verschwand, traf mich noch ein letzter abschätziger Blick von ihm, dessen Bedeutung unschwer zu entziffern war: So einer also bist du.

Alles in allem war das kein besonders gelungener Start in unser gemeinsames Wochenende, was ich bedauerte, und dieses Unbehagen musste mir anzumerken gewesen sein, denn Ute schmiegte sich seitlich an mich und streichelte tröstend über meinen Handrücken.

»Nur unter uns: Ich bin auch froh, von dem Kahn runter zu sein. Hat ziemlich geschaukelt.«

»Wie war denn eure Überfahrt?«

Ute ignorierte meine Frage. Wie eine Katze strich sie direkt vor mich, erfasste auch meine andere Hand und führte beide hinter ihrem Rücken zusammen. Ich konnte die beginnende Rundung ihres Hinterns erspüren. Bauch und Oberkörper drückte sie gegen mich und blickte mir von schräg unten in die Augen.

»Froh?«, fragte sie.

»Aber sicher.«

Als sie sich daraufhin noch fester an mich presste, fühlte ich den Bügel ihres BHs durch das Poloshirt hindurch an meinem Bauch. Sie zwinkerte mir zu. »Und ich erst.«

Mit dem Feuer spielen – so nannte Ute diesen Umgang, den sie mit mir pflegte, dieses offensive Flirten, mit dem sie stets

begann, sobald wir einen Augenblick unbeobachtet waren. Seit unserer ersten Begegnung vor vielen Jahren machte sie das so, damals im Verlag, als mein erstes Buch erschien und sie sich mir als »meine Verlagsvertreterin für den Nordosten der Republik« vorstellte. Auf meine unbedarfte Frage hin, was denn eine Verlagsvertreterin eigentlich mache, hatte sie nur vieldeutig geantwortet: »Alles, was nötig ist. Vor allem aber Sorge ich dafür, dass die Buchhandlungen die richtigen Bücher auslegen. Ihres zum Beispiel. Allerdings hoffe ich, dass Sie, lieber Herr Friis, es mit dem Anstand nicht allzu genau nehmen ...« Damit spielte sie natürlich auf den Titel meines Buches an, das der Grund für unser Aufeinandertreffen war: *Anstand – Was wir wollen dürfen und müssen sollen*. Das Buch war damals erfreulicherweise ein Erfolg geworden, der meine Karriere als »öffentlicher Intellektueller« sofort in Gang setzte. Seitdem gehörte ich zu den üblichen Verdächtigen, die von den Medien angerufen werden, wenn irgendwo irgendwas passiert: Missbrauchsfälle, Terror, Bundestagswahlen – eine nur selten wirklich dankbare Rolle. Ute und ich hatten uns damals, ohne viele Worte zu wechseln, gleich gemocht. (Doch es ist in diesem Zusammenhang nicht unwichtig zu betonen, dass wir uns trotz aller Sympathien und Flirts, trotz mehrerer Gelegenheiten nie zur kleinsten Unbesonnenheit haben hinreißen lassen.)

»Weiß Frauke Bescheid?« Ute ließ meine Hände los, die ich weiterhin hinter ihrem Rücken verschränkt hielt.

»Worüber genau?«

»Na, dass wir beide schon einmal hier auf der Insel waren. Allein.«

»Sollte sie?«

»Weiß ich nicht. Das musst du selbst entscheiden. Gero

weiß zumindest nichts. Und *das* sollte besser so bleiben, wenn wir in den nächsten Tagen ein wenig Spaß zusammen haben wollen.«

»Spaß?«, fragte ich. »Alle zusammen?«

Ute schüttelte den Kopf und kniff mir mit den Fingerspitzen ins Kinn. »Klaro, du Rüpel.«

Aus der Kajüte wurde eine Segeltuchtasche an Deck geschmissen, gleich darauf eine zweite. Sofort zog ich meine Hände von Utes Rücken zurück, die mich mit tadelnd schräg gelegtem Kopf anschaute, als ob meine Eile vollkommen unbegründet wäre. Gero tauchte aus dem Inneren des Schiffes auf, gefolgt von Frauke, die sich von ihm heraufhelfen ließ.

»Richtig geräumig da unten«, sagte sie, obwohl mich anblickend, eigentlich an Gero gerichtet. »Hätte ich mir viel ungemütlicher vorgestellt auf so einem Schiff.«

»Ein bisschen Platz braucht man schon, wenn man länger auf See unterwegs sein will.« Gero schaute sich kontrollierend um, bevor er Ute die Taschen hinüberreichte und Frauke von Bord dirigierte. »Ich räume hier nur schnell noch alles zusammen und klariere dann beim Hafenmeister. Das dauert nicht lange. Ihr könnt ja solange im Auto auf mich warten.«

Ich deutete zum Hafenschuppen. »Jepsen findest du da vorn. Der ist hier für alles zuständig.«

Gero sah mich an, als hätte er von meiner Seite keinerlei Hilfsbereitschaft erwartet, und nickte zögerlich.

Ich nahm Ute die beiden Taschen ab, die sich daraufhin bei Frauke einhakte. Noch immer barfuß und mit Trippelschritten, die Sandalen in der Hand, führte Frauke sie über den Asphalt in Richtung Parkplatz.

»Ich bin noch immer wackelig in den Knien«, sagte Ute. »Wahrscheinlich bin ich zu lange auf dem Wasser gewesen.«

»Kann schon sein«, sagte Frauke. »Aber vielleicht liegt es auch an der Insel. Mir kommt es manchmal so vor, als würde der Boden unter meinen Füßen hier schwanken.«

»Massives Urgestein«, sagte ich. »Jahrtausendealt. Da schwankt nichts.«

»Wie gut, dass unser Steen wie immer über alles Bescheid weiß ...«

Wer von den beiden Frauen das sagte, weiß ich nicht mehr. Es war eine dieser typischen Sticheleien, wie sie zu unserem Umgang gehörten, sowohl zwischen Frauke als auch zwischen Ute und mir. Jede hätte es gesagt haben können. Es lachten zumindest beide.

Ihre Schritte beschleunigend, steuerten die Frauen die Hafenmauer an, auf der sie sich nebeneinander mit den Ellenbogen abstützten. Ich folgte ihnen in gemächlicherem Tempo, sah ihre Silhouetten, die sich vor dem blassblauen Himmelhintergrund abzeichneten, und kam nicht umhin, diese mit einem, nennen wir es männlichen, Blick zu mustern. Ich war mit beiden gleichermaßen einverstanden, so unterschiedlich sie waren: auf der einen Seite Fraukes schmale, beinahe kindliche Gestalt, die sie selbst tagtäglich mit einer Art rituellen Enttäuschung vor dem Spiegel begutachtete; und daneben die ausgeformte, modulierte Rückenansicht von Ute, mit der sie mich seit jeher an meine große Schwester Gudrun erinnerte. Eine Bemerkung, die mein Vater scherzhaft über Gudruns Figur abzugeben pflegte, geisterte bis heute durch meine verborgenen Gedanken, wann immer ich auf ähnlich gebaute Frauen traf: »Ein gebärfreudiges Becken hat auch seine Vorteile.« Gudrun hatte man mit diesem Ausspruch früher in Sekunden zur Weißglut treiben können, was ich als pubertierender Bruder über Jahre hinweg weidlich auszunutzen gewusst hatte,

ohne mich je um das Diffamierende an diesem Satz zu sche-
ren. Das hatte sich erst geändert, als ich Vater einer teenagern-
den Tochter wurde, die ich von derlei Chauvinismus gerne
verschont gewusst hätte. Aber Sichtweisen fressen sich eben
ein, sind einem wie eingepflanzt und lassen sich nicht immer
kontrollieren.

Ich brachte die Taschen zum Wagen, verstaute sie im Kof-
ferraum und ging anschließend zu den Frauen hinüber, um
mich wie sie auf die Hafenmauer zu lehnen. Eine Möwe saus-
te im flachen Flug über uns hinweg und schrie, was wie ein
Warnruf klang. Unwillkürlich schaute ich mich um. Ich sah
Gero auf seinem Schiff herumhantieren, wie er die Segel fest-
zurrt und die Kajüte verschloss, und auf die Entfernung
vergrößerte sich seine Ähnlichkeit mit dem amerikanischen
Schauspieler eher noch. Hinter ihm flatterten die *Dannebrogs*
im Wind. (Irgendwo hatte ich einmal gelesen, dass in Däne-
mark immer genau so viel Wind herrschte, dass die Staats-
flagge nie schlaff herunterhing.) Rostrote Hafenschuppen bil-
deten den Hintergrund, davor gestapelte Fischkisten in allen
Farben und schaukelnde Netzreste. Es war alles wie gemacht
für die Hobbykünstler, die sich hier gerne mit ihren Aquarell-
kästen aufbauten und das zuckersüße Hafenmotiv nach bes-
ten Kräften abzumalen versuchten.

»Schön«, sagte Ute neben mir, den Blick in die entgege-
setzte Richtung aufs Wasser hinaus gerichtet, und sie brauch-
te gar nicht mehr zu sagen, weil wir alle verstanden, was sie
meinte. Da draußen war das Meer, und bis zum Horizont sa-
hen wir nichts außer zackig bewegten Wellen. Kein Land in
Sicht.

»Vor allem alles schön weit weg hier«, sagte ich.

Ute wandte sich mir zu. »Das habe ich mir auf der Herfahrt

auch überlegt: Darum also fährt Steen immer auf seine Insel, wenn er schreiben will. Um möglichst weit weg zu sein von allem.«

»Alle Achtung. An dir ist doch wahrlich eine Psychologin verloren gegangen. Frauke muss regelrecht neidisch werden, wenn sie sieht, wie leicht du zu solchen Einsichten gelangst. Sie als Psychotherapeutin hat das erst mühsam erlernen müssen.«

Ute stieß mir in die Seite. »Witzbold.«

Frauke hatte unseren kleinen Wortwechsel nicht verfolgt. Sie blickte weiterhin aufs Meer hinaus und wirkte dabei wie immer auf ihre ganz spezielle Weise versunken. Sie war die mit Abstand ausdauerndste Aufs-Meer-hinaus-Guckerin, die ich kannte. Stundenlang konnte sie die zumeist nur mäßig bewegte Wasseroberfläche vor der Küste im Auge behalten, mit einer Ausdauer und Gespanntheit, als gäbe es da draußen irgendetwas für sie zu entdecken. Schon oft hatte ich mich gefragt, was sie an diesem Hinausschauen eigentlich fand und wohin sie dabei mit ihren Gedanken trieb. Aus einer inneren Scheu heraus, die ich selbst nicht erklären konnte, hatte ich sie bislang nie darauf angesprochen.

Mir selbst ging die innere Ruhe, die wohl eine Voraussetzung ist für so ein hingebungsvolles Betrachten, leider vollständig ab. Das Meer bot meinem Blick einfach zu viel an. Schaute ich hinaus, sah ich einen Riesenorganismus vor mir, der sich in ständigem Wandel befand: Wassermassen, angefüllt mit Schwebstoffen, Treibgut, Chemikalien, mit Totem und Lebendigem, die durch kosmische und irdische Einflüsse, durch Wind und Wetter mal mehr, mal weniger bewegt vor der Küste hin und her schwappten. Selbstverständlich hatte auch ich meine Freude an diesem Anblick. Ich warf gerne ein-

mal für Minuten grundlos Steine vom Ufer aus ins Wasser, um diese genauso grundlos darin verschwinden zu sehen. In einer tieferen Schicht meines Bewusstseins allerdings empfand ich das Meer als gefährlich und konnte es nur schwerlich mit der gleichen Versunkenheit wie Frauke betrachten.

Dabei schien das eine durchaus erstrebenswerte Fähigkeit zu sein. Frauke wurde vom Anblick des Meeres beruhigt und erfrischt zugleich, was mein Glück war, weil es bedeutete, dass sie mich zumindest gelegentlich in meiner Inselabgeschiedenheit besuchen kam. Das ereignisarme Inselleben, das ich so sehr zum Schreiben benötigte, sowie die unaufdringliche Landschaft, an der bis auf die Steilküste nichts Besonderes dran war – sanfte Hügelketten, einige Wälder, Hügelgräber in Kornfeldern mit den obligatorischen Mohnblumen am Rand –: Das alles ödete Frauke bis ins Mark an, sodass sie unser Hamburger Zuhause jedem Aufenthalt auf der Insel vorzog. Gäbe es hier nicht die Küste und das Meer, sie hätte wenig Anlass gefunden, mich zu besuchen, wann immer ich mich für zwei, drei Wochen konzentrierter Schreibzeit auf die Insel zurückzog. Insofern hatte ich Gründe, dem Meer dankbar zu sein. Nicht zuletzt gefiel es mir durchaus, Fraukes schweigsames Hinausschauen selbst zu beobachten, an diesem Tag umso mehr, da wir uns erst am Vorabend nach zweiwöchiger Trennung wiedergesehen hatten. Erst spät am Abend war sie aus Hamburg angereist und hatte mich wie immer, kaum angekommen, sofort *in sich spüren* müssen, wie sie es ausdrückte (wahrscheinlich, um sich meiner Gegenwart zu versichern). Das war so üblich zwischen uns, genauso wie der Umstand, dass wir uns trotz allem bis jetzt noch nicht wieder vollständig aufeinander eingenordet hatten, womit sich sehr wahrscheinlich die kleine Unstimmigkeit aus dem Auto erklä-

ren lässt. Erfahrungsgemäß brauchten wir immer einige Zeit, bis wir wieder zu dem Paar wurden, das wir in unserem Hamburger Alltag waren, gewöhnlich etwa ein Fünftel der Zeit, die wir vorher voneinander getrennt gewesen waren. Rein rechnerisch würden wir es demnach ungefähr am Ende des Wochenendes geschafft haben.

»Genau so habe ich mir das vorgestellt«, sagte Ute. »Mit euch beiden hier am Ufer rumstehen und schweigend aufs Meer hinausstarren. Dafür seid ihr wirklich die Richtigen. Aber ich kann es noch immer nicht fassen, dass wir alle gemeinsam hier sind. Geht euch das auch so? Bis gestern war ich davon überzeugt, dass etwas dazwischenkommen würde, bei irgendeinem von uns. Ich habe jedenfalls erst in letzter Minute meine Tasche gepackt.«

»Was hätte denn dazwischenkommen sollen?«, fragte ich. »Bei mir sind diese Tage seit Ewigkeiten im Kalender geblockt. Bei euch doch sicher auch.«

»Mir sind trotzdem tausend Dinge eingefallen.«

»Als da wären?«

»Was weiß ich. Eine Fernseheinladung, die du nicht ausschlagen kannst. Ein Notfall in Fraukes Praxis. Ein Servercrash in Geros Firma. Etwas an seinem Boot. Unwetter. Dringende Verlagsangelegenheiten. Ich will damit nur sagen, es hat eindeutig mehr dagegen- als dafürgesprochen.«

Frauke schaute zu uns. »Wenn du es so aufzählst, könnte man es glatt für mehr als Zufall halten.«

Ute nickte. »Das meine ich eben. Und wie es aussieht, ist Gero jetzt auch fertig.«

Mit einem Kopfnicken deutete Ute zu Jepsens Hafenschuppen hinüber. Dort trat eben Gero auf den Platz hinaus, blickte sich um und marschierte dann, nachdem er unser Auto auf

dem Parkplatz ausgemacht hatte, zielstrebig darauf zu, allerdings mit gesenktem Kopf, weil er sein Handy nicht aus den Augen lassen konnte. Im Gehen tippte und wischte er darauf herum, blieb vor dem Auto stehen und brachte erst einmal zu Ende, was er da Wichtiges zu erledigen hatte. Schließlich bemerkte er die leeren Sitze und schaute sich verwirrt nach uns um.

»Wie sieht es hier überhaupt mit Handyempfang aus?«, fragte er, während wir von der Hafenummauer aus auf ihn zu kamen.

»Mal mehr, mal weniger«, sagte ich. »Meistens weniger.«

Gero schüttelte den Kopf und lächelte, als wollte er sagen: Und damit kommst du klar?

Wir stiegen in den Wagen und teilten die Sitzplätze ohne vorherige Absprache nach Geschlechterzugehörigkeit auf: die Frauen hinten, die Männer vorne, und ich machte mir eine innere Notiz über diese unhinterfragte Aufteilung. (Bei vier denkenden Menschen, die sich wahrscheinlich nicht ganz zu Unrecht etwas auf ihren Intellekt und ihre Weltgewandtheit einbildeten, wollte mir dieser Vorgang gar nicht selbstverständlich erscheinen.)

»Ist es weit bis zu deiner Hütte?«, fragte Gero.

Frauke warf mir einen Blick im Rückspiegel zu. »Hier auf der Insel ist gar nichts weit.«

»Fünf Minuten Fahrt, höchstens«, sagte ich. »Wir hätten die Strecke auch zu Fuß zurücklegen können, aber mit eurem Gepäck wollten wir euch lieber abholen.«

»Na, so was«, sagte Ute, als sie das rot karierte Tuch von dem Flechtkorb anhub, der in der Mitte der Rückbank stand. »Was haben wir denn hier? Ihr habt Pilze gesammelt?«

»Die standen an der Auffahrt«, sagte Frauke. »Und versuch